

und die Überlieferungssituation beschreibt, vorsichtig abgewogene Überlegungen zum Rechtsgehalt und inhaltlichen Aspekten enthält, den formalen Aufbau analysiert, das mögliche Vorhandensein einer Kanzlei der Familie thematisiert, die Fälschungen problematisiert und die Editionsrichtlinien erläutert, ist durch mehrere Einschübe zu neuen, teils noch ungedruckten Forschungsthesen erweitert, bisweilen aber auch gekürzt worden (so in Anm. 91). Die Vorbemerkungen zu den Urkunden wurden ebenfalls in teilweise erheblichem Maße ergänzt. Erkenntnisse neuer, teils abgelegener erschienenen Literatur wurden eingearbeitet und ermöglichten Neukontextualisierungen etwa durch ein verändertes Regest (S. 71 f. Nr. 32). Erschlossen werden die gesammelten Urkunden durch ein Orte und Personen umfassendes Namensregister und ein in der älteren Ausgabe noch fehlendes Wortregister (S. 119–139), das allerdings die Fälschungen nicht berücksichtigt. Insgesamt zeugt die Edition auch im ergänzten Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 145–158) von der seit 2001 weiter fortgeschrittenen wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Arnulfingerurkunden; zugleich repräsentiert sie das erfolgreiche Bemühen der Herausgeberin, die seither erzielten Ergebnisse der Forschung zugänglich zu machen. Ihre eigene, zehn Jahre alte Ausgabe hat dieser gelungene Band vollständig ersetzt.

---

*Andreas Bihrer*, *Begegnungen zwischen dem ostfränkisch-deutschen Reich und England (850–1100). Kontakte – Konstellationen – Funktionalisierungen – Wirkungen.* (Mittelalter-Forschungen, Bd. 39.) Ostfildern, Thorbecke 2012. 668 S., € 82,-. // oldenbourg doi 10.1524/hzhz.2013.0336

---

Dominik Waßenhoven, Mainz

In der Freiburger Habilitationsschrift sollen die ostfränkisch-englischen Beziehungen nicht nur kartiert und historisch eingeordnet werden, es geht dem Vf. vielmehr um den „Gebrauch von Beziehungen, also deren Funktionalisierung und Instrumentalisierung durch historische Akteure“ (S. 12). Dazu überprüft er zunächst verschiedene traditionelle und aktuelle Methoden auf ihre Anwendbarkeit für seine Untersuchung mit dem Ergebnis, dass das Konzept des Kulturtransfers „um eine kommunikationshistorische Perspektive ergänzt werden muss“ (S. 46). Es geht also auch darum, was man vom jeweils Anderen dachte und wusste und wie man dieses Denken und Wissen einsetzte. Der Vf. entwirft darüber hinaus ein Konzept der Be-

ziehung „mittlerer Distanz“ in Abgrenzung zu üblicherweise durchgeführten Untersuchungen von nachbarschaftlichen (Nah-) oder Fernbeziehungen.

Die Darstellung folgt nicht chronologischen oder (bezogen auf die Personen) hierarchischen Gesichtspunkten, sondern ist auf drei „Wirkungsebenen“ ausgerichtet: *regiones*, *regna* und *christianitas*. Sie „sind als historische Produkte performativer Akte zu denken“ und „waren sowohl semantische Konstruktionen als auch für die Akteure soziale Realitäten“ (S.47). Innerhalb der drei die Arbeit gliedernden Wirkungsebenen werden die Akteure, die Begegnungssituationen, die Transfergüter (und deren Veränderungen beim Transfer) sowie die Erinnerungen an vergangene Begegnungen – mithin deren Aktualisierungen in der jeweiligen Situation – in den Blick genommen. Mit der breiten Quellenbasis, die neben historiographischen Texten auch Nekrologe, Rechtstexte, diplomatische Quellen, Predigten, liturgische Texte, Hagiographie und Dichtung umfasst, weiß der Vf. kenntnisreich umzugehen. Die Aufbereitung der Quellen in der Bibliographie ist ungewöhnlich, weil sie nach verschiedenen Gattungen in mehrere Kategorien unterteilt ist. Das ist einerseits hilfreich, um einen Überblick über die Quellen zu erlangen, erschwert dem Leser andererseits aber das Auffinden der Quellenverweise aus den Fußnoten, da die alphabetisch angeordneten Kurztitel in 16 Unterkapiteln des Quellenverzeichnisses gesucht werden müssen.

Ein zentrales Ergebnis der Arbeit ist, dass wesentlich weniger Reisen und Begegnungen stattgefunden haben als die Forschung bisher angenommen hat. Das trifft sowohl auf die *regiones* zu, soziale Räume, die durch Kontakte begründet wurden und meist nur vorübergehende Phänomene waren, als auch auf die Ebene der *regna*: „Alle bisherigen Einschätzungen der Forschung, die insbesondere für die Zeit seit der Heirat [Ottos I. und Ediths] von 929 gute und konstante Beziehungen der Könige, gar eine Allianz postuliert hatten, sind damit nicht zutreffend“ (S.385). Daneben wird „das schnelle Vergessen der Verbindungen und damit die Instabilität der Beziehungen“ (S.511) betont. Dies unterstreicht die Bedeutung der Beziehungen „mittlerer Distanz“, die als „eine dauernde prozesshafte Veränderung zwischen den beiden Polen Nähe und Ferne“ (S.512) beschrieben wird. Ob sich dieses Konzept auch für andere Untersuchungsräume anwenden lässt, muss sich noch zeigen. Der Vf. hat daneben auch nachweisen können, dass es für ein Zusammengehörigkeitsgefühl von Sachsen und Angelsachsen, wie es die Forschung meist voraussetzt, zwischen dem 9. und dem 11. Jahrhundert keine Anhaltspunkte gibt.

Die komplexe Untersuchungsanordnung führt dazu, dass sich die Darstellung

nicht immer leicht erschließt und Korrelierendes teilweise an verschiedenen Stellen behandelt wird. Sie hat aber den Vorteil, dass die Grundbedingungen – etwa räumliche Voraussetzungen – nie als gegeben angesehen werden, sondern ihre Konstruktion und Reflexion durch die jeweiligen historischen Akteure immer mitbedacht wird. Hierin zeigt sich eine große Stärke der Untersuchung, die nicht nur für die deutsch-englische Beziehungsgeschichte relevant ist, sondern weit darüber hinaus für die gesamte Mediävistik gewinnbringend ist. So kommt der Vf. etwa zu dem Schluss, „dass es im Mittelalter nicht das homogene (West-)Europa gab, das die Forschung lange Zeit mit ihrer Fokussierung auf europäische Gemeinsamkeiten, auf Abgrenzungen zu nicht-europäischen Gesellschaften und auf die Ausbreitung einer westeuropäisch definierten Kultur konstruiert hat“ (S. 507). Diese Erkenntnis gewinnt an Überzeugung angesichts der Tatsache, dass sie aus der Untersuchung zweier vermeintlich „westeuropäischer“ Gesellschaften gewonnen wurde. Damit wird die Idee einer einheitlichen (west-)europäischen Kultur, die trotz gegenteiliger (oder fehlender) Aussagen in den Quellen postuliert wurde und in der jüngeren Mediävistik vermehrt in die Kritik geraten ist, weiter dekonstruiert.

---

*Martina Hartmann*, Studien zu den Briefen Abt Wibalds von Stablo und Corvey sowie zur Briefliteratur in der frühen Stauferzeit. (Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte, Bd. 52.) Hannover, Hahnsche Buchhandlung 2011. XVI, 142 S., € 20,-. // oldenbourg doi 10.1524/hzhz.2013.0337

---

Gerhard Lubich, Bochum

Mittelalterliche Briefe sind eine Quellengruppe, die eigenartige Konjunkturen aufweist, was für ihre unregelmäßig dichte Überlieferung ebenso gilt wie für ihre Verwendung in der Geschichtswissenschaft. Dementsprechend wurde und wird die Debatte über ihren Quellenwert nicht kontinuierlich und systematisch geführt, sondern flammt zumeist dann auf, wenn ein bestimmter Zeitabschnitt durch andere Quellen mangelhaft belegt ist (etwa die Zeit um 500) oder Briefe für bestimmte thematische Perspektiven (wie das Problem der „Ego-Dokumente“) besonders relevante Zeugnisse darstellen. Auch für die Geschichte der frühen staufischen Königszeit haben Briefe bislang eine eher untergeordnete Rolle gespielt. Mit dem Briefbuch Wibalds von Stablo steht jedoch nunmehr ein Briefcorpus unmittelbar vor der endgültigen